

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

(17. Fortsetzung.)

Die zwölf Nächte.

Roman von Otto Goldmann.

(Nachdruck verboten.)

Die unbekannten Gauner? Wußte man denn nicht, daß eine Dina Reimers und Kitty Wood zu ihnen gehörten? Doch die schöne Frau mit dem Leberfleck war wieder in dem Nichts verschwunden, aus dem sie flüchtig wie ein greller Sonnenstrahl aufgetaucht. Und Kitty Wood — zwar die Verwandte Mcleans, der auf Befragen nur versichern konnte, Kitty sei unverantwortlich dumm — war wiederum unauffindbar verschwunden wie seit ihrer Kündigung bei Professor Molinar. Wahrscheinlich war Dina Reimers mit ihr ins Ausland geflohen oder . . . — man rief in allen Kliniken und Irrenanstalten an — nein, es war keine Kitty Wood dort abgeseht worden.

Doch diese und ähnliche Erörterungen gingen unter in dem Schimpfen der düpierten Beamten, in dem Wutgeheul der bedrohten Besitzenden und ihrer Presse und in dem schallenden Gelächter der breiten Masse des Publikums.

Nur einer blieb ruhig, verlor den Kopf nicht.

Was man sich auf der Straße zurief: „Die Dame mit dem Leberfleck hat sich absichtlich einsperren lassen, damit ihre Freunde über Holzriegel spotten konnten!“ versuchte er, methodisch festzulegen.

Zunächst fragte er den Beamten in der Gefangenanstalt gründlichst aus, mit der Uhr in der Hand. „Hm, also Sie bleiben dabei, daß das Licht ziemlich genau nur 30 Sekunden lang versagte? Und dann beobachteten Sie erst links, dann rechts ein Flämmchen? Vielleicht zehn Sekunden vorher ein anderes Flämmchen bei der Eingangstür?“

Der Beamte besann sich jetzt ziemlich genau. Er hatte nach Entdeckung der beschriebenen Ungeheuerlichkeiten keine ruhige Minute mehr gehabt, sich den Kopf zerbrochen und — das Schredgespenst einer schmählischen Dienstentlassung vor Augen — nachgerechnet, gegrübelt und herausgefunden, daß die vielen tausend anderen Anstalts- und Polizeibeamten Deutschlands bestimmt ebenfalls die Feuerwehr alarmiert hätten.

Dr. Binger nickte zustimmend.

„Die Befreier und die Befreiten rechneten mit Ihrer Aufmerksamkeit, Zuverlässigkeit und Entschlußfähigkeit. Standen Sie am Telefon, so war der Gang hinter Ihnen für sie frei. Nun werde ich nur noch eines feststellen und zwar: Wußten die beiden Frauen, daß man sie holen würde, oder kam ihnen die Befreiung überraschend?“

Der Wachtmeister starrte ihn an.

„Das ist mir zuviel Rebus, Herr Doktor . . .“

Dr. Binger zuckte lächelnd die Achseln und schritt Gänge, Treppen, sogar das Innere der beiden in Frage kommenden Zellen mehrmals ab. In verschiedener Gangart, stets die goldene, präzise gearbeitete Schweizer Uhr in der Hand.

Als er wieder vor dem Wachtmeister stand, meinte er: „Wenn Ihre Erinnerung an heute nacht gut ist, wußte Dina Reimers, daß man sie befreien würde. Kitty Wood dagegen wurde schlafend aus der Zelle getragen.“

Der Wachtmeister wich scheu zurück. Doch im Hintergrund stand der Chef der Kriminalpolizei und lächelte.

„Ich habe bisher nur in Kriminalromanen solche Orakelsprüche erlebt, Herr Doktor . . .“

Der andere wurde verlegen.

„Verzeihung, Herr Oberregierungsrat. Aber ich war wirklich bei der Sache, dachte nicht an Reklame.“

„Bitte, bitte. Meine Worte sollten nur ein Lob ausdrücken. Was halten Sie übrigens von dem verbrannten und geschmolzenen Auto der schönen Dina? Ich habe diese Dame zwar nicht gesehen, aber man sagte mir, daß besonders Sie über ihre Flucht betrübt seien.“

„Das Auto?“ Dr. Binger brannte sich ruhig eine Zigarette an, als die Herren auf die Straße traten. Er wußte, daß man sich in manchen Abteilungen des Polizeiamts heimlich über ihn lustig machte. „Die Gummireifen sind nicht verschwunden . . .“

„Weil die Gauner sie nicht verschwinden lassen konnten!“

„Ich wage, wiederum zu widersprechen. Weil sie wollen, daß die Kriminalpolizei die nächsten Inhaftierten hinter Gummiriegeln sicher glaubt.“

Das Gesicht des Oberregierungsrats rötete sich vor Unmut.

20. Kapitel.

Vorbereitungen zum großen Schlag.

Längst waren dem jungen ungarischen Polizisten die fürwichtigen Teufelchen in der Alchimistenwerkstatt des Professors Molinar wieder eingefallen, die aus dem Glaskolben hüpfend ihren Weg durch eine dicke Tischplatte gefunden hatten.

War seine Beobachtung Zufall?

Er war kein Chemiker, aber er wußte, daß es Säuren und Stoffe gab, die keine Hindernisse kannten, die Eisen wie Watte zerstörten, die sich wohl auch durch Holz blitzschnell durchfrachten.

Wußte Professor Molinar bloß deshalb in Verbindung mit den Dieben der zwölf Nächte stehen, weil in seinem Laboratorium teuflische Chemikalien Löcher in Holz gefressen hatten?

Längst hätte Dr. Binger wieder in Budapest sein sollen. Versonnen hatte er telegraphisch Nachurlaub eingeholt. Versonnen, weil . . . in seinem Unterbewußtsein das Blauestündchen mit einem lieben, blonden, deutschen Mädel lodte.

Sein Oberbewußtsein kannte nur den Ehrgeiz. Zu tief hatte er sich bei der Kriminalpolizei engagiert, war — obwohl persönlich bescheiden — mit der großen Geste aufgetreten: Laßt mich mal machen! Nun konnte er nicht mehr zurück . . .

Monsieur Lepin, Asbjörn Krag, Herr Yard und all die anderen waren längst abgereist, hatten das Rennen aufgegeben. Der alte Löwe Pecog hatte bei der Abfahrt dem jungen Ungarn noch zugewinkt: „Man wird telegraphieren . . .“

Dr. Binger verneigte sich tief und ahnte nicht, daß der alte Franzose mit dem „man“ sich selbst meinte.

Er sah sich überhaupt auf sich selbst gestellt und ahnte weiterhin nicht, daß ihm im Hause Molinar längst eine Helferin erstanden war, auf deren Mitwirkung er nie gerechnet.

„Sehen Sie . . . auf dem Stuhl rechts von der großen Wandtafel . . . der junge Mensch . . . gestern schon sah er dort . . . Er war einer der beiden Kerle, die mit Hans Grüner in der ersten Nacht hier einbrachen . . .!“ Sie atmete hastig.

Dr. Binger blickte angestrengt hinüber.

„Ich habe mir das Gesicht gemerkt“, sagte er endlich. „In der Diele liegt mein Apparat. Wann ist die Stunde zu Ende? . . . Um sechs Uhr? Die Beleuchtung ist noch gut . . . Ich werde mich nachher am Tor aufstellen . . .“

Als er in die Diele kam, stieß er auf Mister Mclean, den Sekretär, der die hübsche Kamera in der Hand wog.

„Hallo, Sir! Kenner, auch Amateur?“

„No“, grinste der lange Engländer. „Kenne jeden Sport, aber — hol mich der und jener! — mit der schwarzen Kunst habe ich mich nie abgegeben. Find das Ding hier und wollte schon Fräulein Müller fragen, ob

Soviel Zeit hatte Dr. Binger nicht, um dem langweiligen Menschen zuzuhören. Er nahm sein Eigentum an sich, und es gelang ihm nachher — im Gebüsch des Torweges wohlverborgen —, den von Lisa verdächtigten Laboranten bei guter Beleuchtung durch einen Blattschuh auf den Film zu bannen.

Als er aber nach Einbruch der Dunkelheit in seinem Hotelzimmer den Film entwickelte, erwies sich gerade Numero zwölf als unbeschadet. Die vorübergehenden elf Aufnahmen dagegen — Familienbad in Wannsee, Monsieur Lepin, das Polizeipräsidium, die Villa Molinar's, eine gewisse junge Dame usw. — kamen mit vorzüglichen Kontrasten im Entwickler.

Dr. Binger schüttelte den Kopf. Erst als er den Apparat untersuchte, piffte er durch die Zähne. . .

Der Momentverschuß war kaput. Gerade für die letzte Aufnahme war eine kleine Feder gesprungen. . .

Er dachte lange nach.

Und als er sehr betont sagte: „Mister Mclean versteht nichts von der schwarzen Kunst, aber Kiddy ist seine Verwandte, also versteht er doch etwas von verschiedenen Künsten!“ knipste er ohne Rücksicht auf den noch im Entwickler schwimmenden Film und ohne Rücksicht auf das Bild einer gewissen jungen Dame das Licht an, band sich einen frischen Kragen um und ging in die neueste Revue des Apollotheaters.

Vielleicht war die schöne Frau mit dem Leberfleck wieder dort . . .

Er wollte sich unbedingt heute abend amüsieren, denn er wußte, morgen war ein heißer Tag.

Am nächsten Morgen machte sich Dr. Binger schon früh auf den Weg, um mit dem Kriminalkommissar Fischer die verschiedenen Neuigkeiten zu besprechen. In erster Linie deutete er seinen Verdacht gegen Professor Molinar an.

Fischer zuckte die Achseln. „Was wollen Sie. Der alte Franzose lebt seit 20 Jahren in Deutschland. Er kam aus Kanada, hat sich dort einen Namen gemacht, und auch unsere Gelehrten sind des Lobes voll über dieses chemische Genie. „Molinar hinten, Molinar vorn.“ Als ob an den deutschen Universitäten nichts Rechtes gelehrt würde! Und was hat er? Eine Seifenfabrik und einen Laborantenkurs.“

„Professor Dr. Ruhn, Ihr Gerichtsarzt, schien eine etwas höhere Meinung zu haben . . .“

Fischer nickte. „Ich weiß, daß er Sie zu dem Franzosen geschickt hat. Im Vertrauen gesagt . . .“ er blinzelte den jungen Kriminalisten an, „ . . . Herr Dr. Ruhn ist nur noch körperlich so elastisch. Die komplizierteren Gutachten machen andere. Aber der alte Molinar hat natürlich auch nichts gefunden?“

„Den Holzspan von der Diele des Beratungszimmers — es mußte sich meiner Meinung nach ein die Polizeihunde verwirrender Geruch daran feststellen lassen —

ist. „Dah“, das ist doch die junge Dame, die auch an der Opiumgarett nichts Verdächtigtes fand?“

„Sie betonen so auffällig.“ Das Gesicht des jungen Herrn rötete sich. „Verfolgen Sie damit eine bestimmte Absicht?“

„Nur eine Ansicht. Daß dieses Fräulein Lisa Müller ausgerechnet Chemikerin ist! Daß sie „zufällig“ in die Villa Molinar geraten mußte, als Herr Grüner dort eintrach . . .“

„Sie hatte einen Autounfall. Im übrigen brauchen Sie nicht deutlicher zu werden. Sie stellen die junge Dame auf dieselbe Stufe mit Klara Ost, Jeanette Duval, Mieke Maier, mit einem Chauffeur, kurzum mit Dienstboten im Haushalt der Bestohlenen.“ Dr. Binger mußte an sich halten, um nicht heftig zu werden.

„Er hat keinem Menschen etwas gesagt, wer die Diebe waren, hat hauptsächlich die Beteiligung Grüners verschwiegen.“

„Dafür mögen besondere Gründe vorliegen“, erwiderte der andere schroff. „Jedenfalls lege ich für Fräulein Müller die Hand ins Feuer. Sie vergessen eines: sie zeigte mir gestern durchs Fenster den einen Komplizen Grüners!“

„Und als Sie ihn photographieren wollten, war der Apparat kaput . . .“

(Fortsetzung folgt.)

Ein Besuch auf Ceylon.

Von Max Hendenbach.

Alle Passagierdampfer nach Ostasien und Australien laufen Colombo, den Haupthafen des indischen Paradieses Ceylon an. Auf der langen Fahrt von den Gestaden des Mittelmeers bis Schanghai wird wohl kein Plak mit mehr Sehnsucht erwartet als die Fahrt dieser Tropenstadt. Während der Sommermonate ist die Fahrt durch das berückte „Rote Meer“ die reinste Höllequal. Eine feuchtdrüdende Luft stets über Blutwärme, kein erfrischender Wind und nachts nicht die geringste Abkühlung. Außer einigen entgegenkommenden Schiffen nichts zu sehen als ein einödniger, bläulicher Himmel ein trübes, blau-grünes Meer und höchstens vollständig vegetationslose grau-gelbe Küstestreifen. Dreimal habe ich daselbe in seiner ganzen Länge durchfahren und mich überall nach etwas Rotem umgesehen, konnte aber nichts in diesem Farbenton entdecken als die Glutfarbe des Himmels bei Sonnenuntergang. Manche Schiffe legen für wenige Stunden in Aden an; doch ist außer den aus vorchristlicher Zeit, man sagt von den Phöniziern, stammenden Zisternen nichts zu sehen, und jeder Reisende beeilt sich, sobald als möglich wieder an Bord zu kommen. Weiter geht die Fahrt durch das Arabische Meer, je nach der Jahreszeit mit oder gegen den Monsun. Sehr häufig gehen mächtige Wellen über Bord und zwingen nach Verabreichung eines Sturzbadens den Reisenden, seinen bebänglichen Deckplatz mit dem Glutofen des Schiffsinners zu vertauschen. Kein Wunder, wenn Ceylon, die Perle des Indischen Meeres, so sehnlichst erwartet wird. Obgleich nur wenige Breitengrade vom Äquator entfernt, besitzt es, von allen Seiten den Passatwinden ausgesetzt ein Klima, wie es in den Tropen nicht gesunder sein kann. Bei eiförmiger Gestalt von 450 Kilometer Länge und 250 Kilometer größter Breite, ist die Insel ein Beraland mit Höhen bis 2500 Meter. Die Küsten, flach und sumpfig, sind bis zur Fluthöhe des Meeres von dichtester Vegetation bedeckt, deren hohe, stets im Winde schaukelnde Palmen schon aus großer Ferne den erwartungsfull nahenden Fremdling begrüßen.

Colombo, an offener Bucht gelegen, ist ein Kunsthafen im wahren Sinne des Wortes. Riesige Wellenbrecher haben die schukbietende Wasseroberfläche des Hafens dem freien Ozean abgerungen, der bei Südwest-Monsun mit 10 bis 12 Meter hohen Brandungswogen gegen die Molen heranbraust. In Zwischenräumen von ¼ Minuten stürzen diese Wasserberge in einer Tiefe von 20 bis 25 Meter ununterbrochen heran, dem Beschauer so recht vor Augen führend, wie winzig klein der Mensch im Vergleich zu dieser Ehrfurcht heischenden Naturgewalt erscheint. Bei wirklichem Sturm ist die Einfahrt nicht ohne Gefahr, wenn die Wellentämme des entfestelten Elements bis zur Spitze des Leuchtturms an der Hafeneinfahrt emporbäumen. Unmittelbar am Hafen ist Colombo inmitten eines Palmenwaldes aufgebaut. In zahlreichen Windungen durchzieht ein See, bedeckt und eingefaßt von verschwenderisch blühenden Wasserpflanzen, die äußeren Stadtteile. An seinen Ufern erhebt sich Palme an

Colombo, eine reine Handelsstadt, wo alles dem Gotte Rammon dient, bietet an Sebenswürdigkeiten nicht viel. Vor der Besitzergreifung durch die Holländer war es ein unbedeutender Küstenort; daher ist es an monumentalen Bauten arm. Nur ein buddhistischer Tempel ist lebenswert. Besonders in der Marmorfassade haben die einheimischen Bildhauer alles aufgeboten, was indischer Geschmack zu leisten vermochte. Hierliche Säulenbündel tragen mehrfach gebrochene Sufelisenbögen, während der Überbau dicht gedrängt all das Beiwerk aufweist, das dem buddhistischen und brahminischen Kultus Indiens eigen ist. Die Stufen zum Haupteingang waren von recht schmierigen Händlerinnen dicht besetzt, während in der kleinen Vorhalle zwei Barbier ihr Geschäft betrieben. Sie bearbeiteten nicht nur das lange Haar ihrer Kunden sondern befreiten auch mittelst vorstutflutlicher Schabmesser deren Körper von jeder unnötigen Behaarung. Die singhalesischen Männer sind wegen ihrer Frisur eine höchst auffällige Erscheinung. Sie tragen wie Frauen das lange Haar geflochten und auf dem Hinterkopf aufgerollt, dazu einen Schildpattkamm auf dem Scheitel. Bei der ziemlich gleichen Gewandung von Mann und Frau ist es schwer, beide Geschlechter von der Rückseite betrachtet, zu unterscheiden.

Außer diesen sympathischen Landeskindern drängen sich in den Straßen Vertreter fast aller Nationalitäten Indiens, so Hindus und Mohammedaner, Malaien und besonders viele Tamulen von der naben Festlandküste. Unter den äußerst elastischen und arbeitsfreudigen Singhalesen ist die Kenntnis des Englischen allgemein verbreitet, weshalb sie sich als Diener, Kutscher, Aufseher und Kleinbändler unentbehrlich gemacht haben. Scharfe Konkurrenten sind ihnen die Tamulen, welche vorwiegend die Inztrast zu den Riffhas zu stellen scheinen, ienen leichten, zweiräderigen japanischen Droschken, deren man sich gerne bedient, um die nächste Umgebung der Stadt zu besuchen. Hier haben die ansässigen Europäer ihre Villen erbaut, von welchen viele auf einen gutgepflegten Geldbeutel ihrer Besitzer schließen lassen. Große wohlgepflegte Rasenflächen mit einzelnen Blumenbeeten umgeben das Hauptgebäude, das zum Schutz gegen Sonnenstrahlen von breiten Veranden umschlossen ist. Zur Fernhaltung von Moskitos und sonstigem Ungeziefer ist alles Unterholz beseitigt und nur einige mächtige Palmen und Laubbäume belassen. Letztere sind in der Regenzeit mit leuchtenden Blüten überschüttet, strömen aber dann, wie alle Blumen Ceylons, einen betäubenden Geruch aus. Schnellfüßige, fast nackte Kinder verfolgen das Gefährt des Fremden und beweren ihn in der Hoffnung auf ein kleines Geldgeschenk mit den farbenprächtigsten Blumen. Es ist erstaunlich, wie ausdauernd die kleinen Geiellen trotz der Hitze laufen können, und bald sieht der Fremdling, den sie vom ansässigen Europäer genau unterscheiden, in Blüten gebettet in seinem kleinen Wagen. Blumen gibt es ja hier so viele, als wäre die Insel nur zur Erzeugung solcher erschaffen.

Wer einigermaßen Zeit hat, versäumt es nicht, auch der alten Hauptstadt des Landes, Kandy, einen Besuch abzustatten. Sie liegt in einer Höhe von 500 Meter mitten in der Insel und wird in vierstündiger Bahnfahrt erreicht. Die erste Hälfte der Zeit fährt man in der Ebene durch markigen, mit dichter tropischer Vegetation bedeckten Boden. Liebliche kleine Seen und hellgrüne Reisfelder gestalten das Landschaftsbild noch abwechslungsreicher. Im Hintergrund die schluchtenreichen, blauen, dicht bewachsenen Berge, denen der Zug zueilt. In starken Steigungen, hart am Rande tiefer Abgründe und durch zahlreiche kleine Tunnels, schraubt er sich zur Höhe empor. An den Hängen fallen die vielen Kaffeebüsche auf, die in dem roten Lateritboden ein vorzügliches Produkt liefern. Früher waren diese Anpflanzungen bei weitem ausgedehnter. Da brach in den Kaffeeplantagen eine alles zerstörende Krankheit aus und Brasilien drückte mit seinen geringeren, aber billigeren Erzeugnissen die Preise so sehr, daß man in größerem Maßstab zum Anbau von Tee überging. Teeplantagen nehmen heute ein großes Areal der Insel ein und sind von der Bahn aus an allen Berghängen zu beobachten. Abseheben von dem immer noch unerreichten Erzeugnis Chinas ist dem Ceylontee ein gefährlicher Mitbewerber in den neuestlich eingerichteten ausgedehnten Pflanzungen von Darjiling und Alam am Himalaja und neuerdings in Sumatra und Java entstanden. Kaffee und Tee werden in ähnlicher Weise wie bei uns der Wein angebaut; die terrassenförmigen,

Gaststätte vor Kandy den Tag, um meinen Ideen beim den weltberühmten Botanischen Garten von Peradeniya zu nehmen. Er ist mehrere Kilometer lang, in einer anstehendem Gelände, von beiden Seiten von hohen Bergen eingeschlossen. Ganz im Stil eines englischen Parks angelegt, ist der Natur so wenig als nur möglich Gewalt angetan, was den Gesamteindruck nur noch erhöht. Alle Gewächse, in größeren Gruppen zusammengestellt, sollen dem kritischen Auge des Besuchers so erscheinen, wie sie auch in der freien Natur vorkommen. Nur wohlgepflegte Rasenflächen und bequeme Wege unterbrechen zur besseren Übersicht die einzelnen Baum- und Buschgruppen. Alles, was an nützlichen und bemerkenswerten Gewächsen die gesamten Tropen besitzen, ist hier zusammengetragen. Alle Arten von Palmen und Farnen, tropischen Obstbäumen und Gewürzsträuchern, China- und Kampferbäume, Gummililien und Vanillerafen sind vertreten sowie eine große Anzahl von Rußpflanzen, die wir kaum dem Namen nach kennen. Ein wahres Dorado für den Botaniker.

Mit seinem oberen Ende reicht der Park bis an Kandy heran. Es ist ein modernes anmutig gelegenes Gebirgstädtchen, das als Sommerfrische viel aufgesucht wird und daher gute Hotels besitzt. Die Nächte können hier recht frisch sein. Aus seiner früheren Glanzzeit als Hauptstadt des Singhalesenreiches besitzt es wenig mehr. Seine Hauptsehenswürdigkeit ist der weltbekannte Tempel mit dem größten Heiligtum des Buddhismus, dem Zahn Buddhas.

Architektonisch bietet er wenig. Zum Teil wurde er von portugiesischen Kriegsgefangenen erbaut, welche bei einem verunglückten Zuge gegen Kandy den Singhalesen in die Hände gefallen waren. Diese zusammengewürfelten Söldner hatten wenig Lust, das von ihnen vererbte Heidentum durch einen schönen Bau zu verherrlichen und besaßen zu wenig Kenntnis der dekorativen indischen Kunst, um etwas Bemerkenswertes zu schaffen. Die berühmte Reliquie, der Zahn des „Allerberrlichst Vollenbeten“, wird nur auf Ersuchen des britischen Gouverneurs diesem oder anderen fremden Besuchern gezeigt. Im Anschluß daran kann dann auch ein gewöhnlicher Sterblicher dieses Wunder des Glaubens erblicken. Im innersten Raum des Tempels, welcher eine Menge prachtvoller, von Edelsteinen strobenden Schmuckachen besitzt, befinden sich mehrere goldene mit Juwelen überladene Behälter, die fest ineinanderverschließen. Der Innerste enthält auf goldener Lotusblume ruhend die seltsame Reliquie. Es ist ein eigentümlicher Zahn von halber Daumenlänge für einen Durchschnittsmenschen also etwas reichlich bemessen.

Edelsteine spielen auf Ceylon eine große Rolle. Noch immer werden viele gefunden und auch im Lande geschliffen. In Colombo gibt es eine ganze Reihe indischer Juwelensläden, welche ihre Agenten auf alle den Hafen besuchende Schiffe senden. Die Preise sind sehr verschiedenen, je nach Geldbedürfnis, Nachfrage und nicht zuletzt nach dem Verständnis des Käufers. Mancher Unschuldssengel, der sich vom Glanz der in der hellen Sonne glitzernden Steine bestechen ließ, hat für teures Geld eine Ware erhalten, die ein anderer für einen Bruchteil des Kaufpreises erwerben kann. Das sind eben orientalische Geschäftsgebräuche.

Doch der Handel in Edelsteinen ist gering gegen den großen Export in Kaffee, Tee, Kaka, Gewürzen, Chinazinde und getrockneten Kokosnüssen. Von letzteren gehen ganze Schiffsladungen nach Europa, um das wichtigste Rohprodukt für Öl-, Margarine- und Seifenfabrikation zu stellen.

Einfache Erklärung.

Friedrich Georg von Struve, der berühmte Astronom, war unter dem Zaren Alexander II. kaiserlicher Staatsrat und Direktor der Petersburger Sternwarte.

Eines Tages führte er den Großfürsten Michael, Wäterschens Bruder, mit einer Schar von Höflingen durch die Räume und Sammlungen des Instituts, zeigte die mächtigen Oskulare, hielt kurze, erläuternde Vorträge an wissenschaftlichen Tafeln und bemühte sich mit wenig Erfolg, den Herren eine Materie verständlich zu machen, die sie doch nicht fassen konnten.

Da er aber kurz zuvor über einem wichtigen Problem gegrübelt hatte, das ihm schon seit Wochen zu denken gab, war er nicht ganz bei der Sache und schien etwas verwirrt. Das wunderte nun die Anwesenden, welche alaubten, der gelehrte Staatsrat begehe Scheu vor ihrer eigenen, glänzenden Gesellschaft, vor den prunkenden Uniformen und nicht zuletzt vor der Person des kaiserlichen Bruders.

Fürst Uruslow, ein kultivierter Kosak, sprach dem Großfürsten darob sein Erstaunen aus, denn er wußte, daß der

postula auf den Völkern...
Renner Strasse überzählt es nur, so viele Sterne am un-
rechten Platz zu sehen!

Die Herzen lächelten süß-sauer.

S. 8.

Neue Bücher

* Leo Tolstoi: Briefwechsel mit der Gräfin A. A. Tolstoi. (Rotapfel-Verlag, Zürich.) Es gibt zahlreiche Briefwechsel Tolstois mit Persönlichkeiten aus aller Welt. Was unter ihnen den vorliegenden auszeichnet und ihm seine Sonderberechtigung gibt, ist die eine große durchgehende Linie, auf der er sich fast die ganzen 46 Jahre seiner Dauer bewegt: Tolstois religiöse Einstellung und Entwicklung, sein Gewissenstampf um den eigenen Glauben, gegen das kirchliche Dogma. Aber um diesen religiösen Kern gruppiert sich eine Fülle lebendiger Bilder aus dem Leben auf Tolstois Gut auf der einen und dem Leben am kaiserlichen Hof in Petersburg auf der anderen Seite. Die wechselnden Interessen Tolstois, sein Suchen nach Quellenmaterial für seine Werke, sein selbstloses Eintreten für Unglückliche und Verfolgte, seine Bemühungen um Volksbildung und soziale Besserungen — alles spiegelt sich in diesen Briefen, die als Dokumente seiner ganzen Entwicklung eine direkte, unmittelbar überzeugende Sprache reden. Tolstoi hat selber diesen Briefwechsel seine beste Autobiographie genannt.

* Paul Langenscheidt: „Seine Freundin“. Roman. (Verlag Dr. P. Langenscheidt, Berlin W. 57.) Als Paul Langenscheidt vor etwa Jahresfrist starb, hinterließ er ein von ihm selbst als druckreif bezeichnetes Romanmanuskript mit dem Titel „Seine Freundin“, das der Verlag jetzt veröffentlicht hat. Wie auch in seinen anderen Romanen schildert der genannte Verfasser in diesem seinen neuesten Werke die Menschen so, wie sie wirklich sind, mit allen ihren Schwächen und Vorzügen, so, wie wir sie hundertmal erlebt haben und sie täglich in und um uns erleben.

* Lascadio Hearn: „Bidasari“. Erzählungen aus allen Welten. (Greller u. Co., Leipzig.) Lascadio Hearn führt uns in viele Welten, überall in seiner feinen, künstlerischen Art Interessantes, Seltsames rasch erschauend, Bedeutendes beifinnlich betrachtend. Aus der alten Welt der Märchen, Mythen und Legenden, aus der neuen der modernen Großstädte oder der amerikanischen Rassenkämpfe einer jüngsten Vergangenheit weiß er zu erzählen, von Menschen, Tieren und Geisteswesen, von harter, unerbittlicher Lebenswirklichkeit im sozialen Elend der niedrigsten Schichten oder der gleichgültigen, fühllosen Natur. Bunt und wechselnd wie die Stoffe ist auch die Darstellung. Wer an Märchen, Abenteuer, Reisen, kurz, an der Mannigfaltigkeit sich zu erfreuen vermag, wird diesen Band mit Freude lesen.

* Georg Hugh Banning: „Im Zauber mexikanischer Gewässer“ mit 69 Abbildungen auf Tafeln und 1 Karte. (F. A. Brodhaus, Leipzig.) Sehnsucht nach unberührten Orten, nach „Inseln des Nichts“ hatte Banning einst getrieben, sich als gemeiner Matrose auf einem in die Südsee bestimmten Segelschiff anheuern zu lassen, vom heißen Wunsch durchdrungen, daß es irgendwo Schiffbruch leiden würde. „Wo das geschah, darauf kam es nicht an, solange es eine gottverlassene Örtlichkeit war, die das Wasser allseits umgab.“ Aber, fährt Banning fort, „das Unglück verfolgte mich“. Der Schiffbruch blieb aus, man lief nur „interessante“ Inseln an wie Oahu und Tahiti. Endlich wurde ihm der Wunsch vieler Jahre erfüllt, er wurde zweiter Steuermann und Gast auf dem „Belero II.“, der ersten Dieseltacht mit elektrischem Antrieb an der pazifischen Küste. Ihr Eigentümer hatte sie für eine Entdeckungsfahrt in die mexikanischen Gewässer besonders bauen lassen. Hier war der Mann nach dem Herzen Bannings, der Besitzer eines prachtvollen Fahrzeuges, der Mann mit der Sehnsucht nach unberührten Orten. Die Tacht besucht unter anderem Guadalupe, Clarton, Socorro, Las Tres Marietas, Nabel, Carmen und San Josef, alles Inseln, die abseits der gewohnten Straße liegen. Tausendfische, Wale, Tintenfische, Delfine, Seeshildkröten, Grotten und Höhlen, Schweins- und Schwertfische, seltsame Vögel, Salsken, eine Feigenwildnis, die ganze Wunderwelt dieser untereinander so verschiedenen Inseln schildert uns Banning in seinem Werk. Ein Autor, der versteht, ein Buch zu schreiben, das Temperament, Freude

Der Stern und Wesen zu erschaffen, ist seit Jahrtausenden das heilige Streben der Menschheit und ihrer besten Köpfe gewesen. Nur wenigen Ausgewählten war es in früherer Zeit vergönnt, dieses begehrende Schauen und wissende Erkennen in einem einzigen Erlebnis zu umfassen, das Mensch und Kosmos ineinander schmilzt. Hier greift ein Werk ein, den Suchenden zu führen. Nicht allzu groß an Umfang, aber dennoch ein gewichtiges Buch. In zweiter, vollständig neu durchgearbeiteter Auflage legt es uns soeben R. Voigtländers Verlag in Leipzig in muster-gültiger Ausstattung vor: M. Valier: „Der Stern und Wesen“, mit 110 Abbildungen im Text und 60 Einzelbildern auf 15 Kunstbrustafeln. Nahm diese Schrift des längst durch seine reiche Tätigkeit als Mitarbeiter erster Blätter und als Verfasser vieler Bücher bekannt gewordenen Verfassers und Privatgelehrten schon in ihrer ersten, 1924 erschienenen Auflage mit Recht für sich in Anspruch, ein ausgezeichnetes, ja einzigartiges Werk genannt zu werden, so hat M. Valier in der Neugestaltung sich selbst übertroffen und in jeglichem kleinsten Abschnitt durch die Bearbeitung den wissenschaftlichen Gehalt und Wert des Buches gesteigert. Die neuesten Forschungsergebnisse, bis zum Stande vom 1. Juni 1926, sind berücksichtigt. Und Deutsch geschrieben ist Max Valiers Werk! Kein anderes sternkundliches Buch kann sich darin mit ihm vergleichen. Raum irgendwo blieb noch ein Fremdwort stehen.

* „Deutsches Musikjahrbuch“, herausgegeben von Rolf Cuna. (Verlag Th. Reismanngrone, Essen.) Zum viertenmal erscheint dies Jahrbuch und bringt wieder eine Fülle von Anregung und Belehrung. Von den sonst üblichen musikkritischen Jahres-Rückblicken aus allen deutschen Musikstädten ist diesmal Abstand genommen. Mit Recht: sie waren beim Erscheinen des Jahrbuches doch schon — verjährt. Aus den vielen wertvollen Gaben des vorliegenden Bandes seien nur einzelne hervorgehoben. „Aufstieg“ von Dr. W. Courvoisier: namentlich der deutschen musikalischen Jugend zu Liebe geschrieben. „Richard Strauß und Alexander Ritter“ von S. v. Hausegger: eine Erinnerung an den innigen Freundschaftsbund dieser beiden Künstler. „Das Zeitalter bei Bach“ von Gerh. v. Reukler: außerordentlich wichtig für Bach-Spieler, Bach-Sänger, Bach-Dirigenten, und überhaupt für alle Bach-Freunde. „Orchesterjahren“ von Rob. Hernried: namentlich der Ansporn zur Schaffung hochstehender Unterhaltungsmusik für das Publikum — gibt zu denken. „Opernnotizen“ von Alex. Schum: der Intendant, Operndirektor oder Generalmusikdirektor soll gegen den Ober-spielleiter wieder mehr zurücktreten. „Weibliche Tanzkunst“ von Mary Wigmann: „sie wollen alle tanzen, die Mädchen der Gegenwart, und wissen selten warum“, — darum lese man, was Mary Wigmann sagt. „Kleine Geschichten von großen Leuten“ von Siegf. Ochs: reizende Erinnerungen an Brahms, Bruckner, Bülow, Bechstein; den letzteren hatte der wichtige Konzertagent Hermann Wolff einmal prophetisch ge-
feiert: wenn Bechstein einst in den Himmel kommt, so wird der heil. Petrus die lieben Englein sofort warnen, „Flügel weg! Der Bechstein kommt!“ Ernsthafte Beachtung verdient auch der Aufsatz „Männerchorwesen — Männerchor-unwesen“ von Kapellmeister Lothar Band: berechtigter Stellungnahme gegen die Unsitte der vielen Festfeiern mit Vereins-Wettstreiten, das Konzentrieren der vielen kleinen Vereine usw. Kulturarbeit — so meint Band — leistet man in stiller, steter Arbeit in seinem Kreise. Aber die dies-jährigen Musikfeste berichtet in seiner schlagfertigen Weise der Herausgeber Rolf Cuna; und Prof. W. Altman gibt eine Übersicht über die wichtigeren — nicht über alle — Musikfeste und Musikbücher seit 1923.

O. D.
* „Das Konkursverfahren“. Eine Anleitung für den Verkehr mit dem Konkursgericht zum praktischen Gebrauch für jedermann. Mit 40 Musterformularen, von W. Kurt Schalldach. (Industrieverlag Späth u. Linde, Berlin W. 10.) Das vorliegende Büchlein will dem Be-drängten zur Seite stehen. Durch eine kurz und gemeinver-ständlich gehaltene Darstellungsweise, insbesondere durch die beigegebenen Muster zu Anmeldungen, Eingaben usw. soll es ein Führer durch die gesamte Konkursmaterie sein.

* „Das Schaumweinsteuer-gesetz“ vom 31. März 1926 sowie die Durchführungsbestimmungen zum Schaum-weinsteuer-gesetz vom 11. Juni 1926 und die Schaumwein-Rachsteuerordnung vom 5. Juni 1926, erläutert von Reichs-finanzrat Dr. iur. Machatius. (Georg Stille, Berlin NW. 7.) Für Schaumweinhersteller und Händler einen zu-verlässigen Ratgeber, der ebenso den mit der Anwendung des Gesetzes betrauten Beamten sehr willkommen sein wird.